

echo der arbeit 16
VERLAGSPOSTAMT OBERHAUSEN/RHEINLAND

16 echo der arbeit 11. NOVEMBER 1959

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen AG Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Rainer Bockhorst Oberhausen (Rhld.), Essener Straße 66 Telefon: 24531 — Nebenstellen 2347 und 4267

ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Die Zustellung erfolgt kostenlos.

Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten Oberhausen (Rhld.) + Düsseldorf Klischees: Vignold, Essen

Beiträge, die mit dem Namen des Verfassers gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors und nicht unbedingt die der Redaktion dar.

AUS DEM INHALT:

Ein Börsenkrach, der die Welt erschütterte

Keine Angst vor der Technik!

Gestern und heute in den Büros unserer Hauptverwaltung

Sprachrohr der Belegschaft

Dieser Unfall sollte uns eine Lehre sein!

Autos, Autos, Autos

Der Kletterpoth und seine Moore

Er wollte nicht einmal den Finderlohn

25 Jahre Werksorchester

Mit "Intourist" nach Moskau

Für Jugendliche verboten

ZU UNSEREM TITELBILD: Wie eine kleine magische Lampe sieht die Schmiedeprobe in den Klauen der Zange aus, und man vermeint, sogar die Wärme zu spüren, die davon ausgeht. Das mag wohl an der Farbe liegen, mit der bei dieser Aufnahme sehr sparsam umgegangen worden ist. Eigentlich tritt nur das glühende Licht der "Lampe" hervor und die kühle Tönung des Himmels.

Kaufe gleich - zahle später . . .

Es geht auf Weihnachten zu. Zwar war das Wetter bis vor kurzem noch ausgesprochen sommerlich. Aber was heißt das schon? Die Rührigkeit der Geschäftswelt läßt einfach nicht übersehen, daß es nur noch wenige Wochen sind bis zu jenem Fest, das in den letzten Jahren mehr und mehr überstrahlt worden ist von dem Rummel einer auf Hochtouren laufenden kommerziellen Geschäftigkeit. Und wieder einmal ist es soweit. Bereits Ende September, während noch 25 Grad im Schatten gemessen wurden, erinnerten in einigen Schaufenstern akkurat an die Scheiben geklebte Watte-Schneeflocken, die den ausgestellten Puppen, elektrischen Eisenbahnen und Miniatur-Mondraketen wohl jene betont weihnachtliche Note geben sollten, an das "bevorstehende" Fest. Wenn es dazu noch eines weiteren Beweises für keineswegs seriöse Werbemethoden einiger Geschäftsleute bedarf, so wird dieser erbracht durch mit Weihnachtsflimmer, Glocken und Sternchen umrahmte Schilder, die dazu auffordern: "Jetzt kaufen — später bezahlen!"

Geben wir es ruhig zu, man muß oft hart gegen sich selbst sein, wenn man angesichts der dargebotenen Artikel den in vielgestaltiger Form an einen herangetragenen Kauflockungen wiederstehen will. Zumal — wie es scheint — günstige Zahlungsbedingungen angeboten werden. Der schüchterne Hinweis, doch noch gar nicht im Besitz der zum Kauf erforderlichen Geldmittel zu sein, wird von cleveren Verkaufsgenies oft wortreich unter den Tisch gefegt. "Wozu denn bezahlen, das hat doch Zeit!" Wir sind ja kreditwürdig und können außerdem — so sagen sie — die Höhe und die Folge der Raten allein bestimmen.

Sechs Raten, zwölf Raten, achtzehn Raten, so bequem, so leicht, man braucht nur zu unterschreiben, und schon ist alles Gewünschte da! — Wie gesagt: Man braucht nur zu unterschreiben, braucht nicht einmal etwas anzuzahlen — das alles sei Sache für später... Wohl gemerkt: "Jetzt kaufen — später bezahlen!" Aber das "Später" bleibt nun mal nicht aus.

80 Mark monatlich, 100 Mark monatlich, 150 monatlich, von Monat zu Monat, oft über zwei Jahre lang. Plötzlich ein unvorhergesehener Umstand: Krankheit oder Unfall. Schmalhans wird Küchenmeister. Aber trotzdem heißt es stets aufs neue: Raten zahlen! Raten zahlen! — Bis eines Tages ein Zahlungstermin verstrich.

Und dann folgt Schlag auf Schlag: Mahnbriefe, vielleicht noch Drohschreiben eines Rechtsanwalts, danach Zahlungsbefehl und Pfändungs- und Überweisungsbeschluß. Schließlich die Vorladung vor den Ausschuß für Personalangelegenheiten, und hilfesuchend meinte hier schon mancher: "Aber das konnte ich doch nicht ahnen, ich habe ja bloß unterschrieben..." Doch der Bedeutung dessen sollte man sich bewußt sein, bevor man den Kauflockungen erliegt. "Jetzt kaufen — später bezahlen!" — über die nüchterne Verpflichtung, die man hiermit eingeht, vermögen Stanniol-Sternchen und noch soviel Rauschgold-Engel nicht hinwegzutäuschen.

Schließlich sind die Geschäfte, deren Auslagen und Werbung uns zum Kauf anregen wollen, keine Wohltätigkeitsinstitute, die es nur darauf abgesehen haben, unseren Alltag mit allerlei Annehmlichkeiten zu versehen. Dort wie auch bei uns als Arbeitnehmer geht es um harte DM! Daß dabei versucht wird, aus Weihnachten ein Registrierkassen füllendes geschäftliches Reservat zu machen, scheint so gesehen sogar recht einleuchtend. Nur kommt es darauf an, daß wir uns nicht allzu leichtfertig in Schulden stürzen, die uns vielleicht einmal über den Kopf wachsen könnten.

Und nicht zuletzt sind es die Hausierer und Vertreter, die uns insbesondere in den Wochen vor Weihnachten scharenweise in die Wohnungen stürmen. So zwischen Tür und Angel reden sie der Hausfrau ein, daß in die leere Ecke neben dem Sofa eigentlich ein Fernsehgerät gehört. Vielleicht auch würde ein Ölgemälde ("Röhrender Hirsch"; Zwölfender, versteht sich) einer im Moment noch kahlen Wand zum Schmucke geziemen. Oder wie wär's mit einer Standuhr (Original "Westminster-Schlag") fürs Wohnzimmer. Vom Bügeleisen und Staubsauger bis zum kompletten Schlafzimmer wird an den Wohnungstüren angeboten.

"Bitte schön, Frau Müller, hier Ihre Unterschrift, in drei Tagen wird meine Firma Ihre Bestellung zum Versand bringen." — Dabei ist es für manche Hausfrau, besonders wenn sie in geschäftlichen Dingen nicht so erfahren ist, nicht immer leicht, einem redegewandten Vertreter gegenüber — angesichts des durch die Ratenzahlung scheinbar verlockenden Angebots — standfest zu bleiben. Tagtäglich kommt es irgendwo in unserer Nachbarschaft vor, daß mit allen Wassern gewaschene Vertreter sich das schlichte Gemüt der Unwissenden zum Geschäftspartner machen und Aufträge um jeden Preis und mit jeder Finte tätigen. Ihnen ist es vollkommen schnuppe, ob sie mit ihren Überredungskünsten ganze Familien in Not stürzen — Hauptsache, das unterschriebene Auftragsformular bringt ihre Provision.

Auftragsformular. — Damit ist ein Stichwort gefallen. Jedes Blatt hat eine Rückseite. Bei einem Auftragsformular ist sie zumeist mit den Geschäftsbedingungen bedruckt, deren Kenntnisnahme wir mit Erteilung des Auftrages bestätigen. Gelesen? Nein, gelesen werden diese Bedingungen in den wenigsten Fällen. Meist gibt es dann ein böses Erwachen...

Da ist als erstes Beispiel die Sache mit den Monatszinsen. Nehmen wir an, man kauft sich einen Radioapparat für 400 DM auf Raten, bei 40 DM Anzahlung und Monatsraten von 30 DM. In den Bedingungen hieß es: "... Monatsraten von 30 DM und 1% Zins vom Rest." Ein Prozent Zins heißt in diesem Falle zwölf Prozent Jahreszinsen. Weiter lautet der Vertrag auf "1 Prozent vom Rest" und nicht vom jeweiligen Rest. Nach unserem Beispiel also von 360 DM. Nach Adam Riese sind das 3,60 DM. Obwohl sich die Schuldsumme im zweiten Monat auf 330 DM verringert hat, zahlen wir somit immer noch 3,60 DM Zinsen. Ja selbst die letzte Rate ist noch mit 3,60 DM zu verzinsen. Damit müßten also insgesamt 144 Prozent Zinsen gezahlt werden.

Ein anderes Beispiel: Eine komplette Küche kostet heute bar etwa 1200 DM. Im Teilzahlungsverkehr aber kostet dieselbe Einrichtung 1310 DM. Rechnet man noch 3% Skonto hinzu, die uns beim Barkauf unter Umständen gewährt werden, ferner Verwaltungsgebühren und das monatliche Porto, beträgt die Differenz zwischen Bar- und Ratenkauf gut 150 DM!

Allein, dieser Verlust ist noch nicht einmal das Schlimmste an der Sache. Schlimm wird es erst, wenn eine Rate nicht fristgerecht bezahlt wird — gleichgültig aus welchem Grund. Prompt trifft der Zahlungsbefehl ein, fruchtet dieser nicht, taucht der Gerichtsvollzieher auf und klebt den "Kuckuck" auf die Neuerwerbung. Die bereits bezahlten Raten verfallen für die Benutzung, oder der Verkaufswert wird von der Lieferfirma dergestalt gesenkt, daß obendrein noch hinzugezahlt werden muß.

Die ein solches Vorgehen rechtfertigenden Vertragsformulierungen finden sich auf der Rückseite des Auftragsformulars oft in einer ganzen Reihe von Klauseln festgehalten. — Nur muß man sie lesen!

Im übrigen aber ist die "altmodische" Methode, nämlich erst zu sparen und dann zu kaufen, immer noch die zuverlässigste, wenn auch neuerdings der Kauf über den Kleinkredit der Banken und Sparkassen manche Vorteile für sich hat — zumindest geht man den hohen Zinsen aus dem Wege und kann als Barkäufer ein Geschäft betreten. "Kaufe jetzt — zahle später" aber bringt meist Ärger und Verdruß. Daran sollte man denken; gerade in diesen Wochen, in denen die Verlockungen ganz besonders groß sind. Chronikus

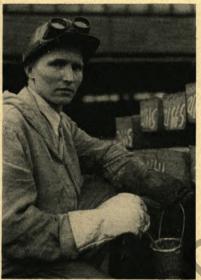


Schna



Besucher aus Japan und Bonn statteten unserem Werk einen Besuch ab. Aus Bonn kamen 25 Herren des Bundeswirtschaftsministeriums, Referat Eisen und Stahl, um sich an Ort und Stelle mit der Wirklichkeit in den großen Hüttenwerken vertraut zu machen (oben). Die Gäste aus dem Lande Nippon gehörten zu einer Studienkommission unter Leitung des Managing-Direktors Tetsuo Shimamura der Javata Iron and Steel Company, einer bedeutenden Hüttengesellschaft in Japan. Die Japaner befinden sich auf einer Europareise.





Hier stellt sich ein Deutscher Meister vor. Es ist der 29 Jahre alte Erhard Rolle von der 850er Straße, der bei den diesjährigen Ausscheidungsspielen um die Deutsche Skatmeisterschaft den Titel erringen konnte. Wer hätte nicht Lust, mit Erhard Rolle eine Runde auszuspielen. Man brauchte ja nicht gleich zu gewinnen, oder doch?

Mit der Veröffentlichung dieses Bildes wollen wir nicht irgendeine betriebswichtige Arbeit veranschaulichen. Das Foto bringen wir allein um seiner selbst willen, weil es einmal zeigt, wie überzeugend das Auge der Kamera zwei Mitarbeiter beobachtet hat. Während der eine Anweisungen nach unten gibt, blickt ihn der andere abschätzend an. Das Gerüss im Vordergrund gibt durch die bewußt herbeigeführte Unschärfe dem Bild Atmosphäre.





Ein ungewöhnliches Fahrzeug ist seit einiger Zeit in den Straßen von Oberhausen zu sehen. Wer es noch nicht vor irgendeinem Kohlenkeller in Aktion gesehen hat, wird sich fragen: Was ist denn das für ein Auto? Sein Name ist "Kohlen-Kuli", und seine Aufgabe ist es, Hausbrandkohle über ein ausschwenkbares Förderband staubfrei direkt in den Keller zu befördern. Dabei können von der Straße aus Entfernungen bis zu acht Metern überbrückt werden. Jede Hausfrau wird sich freuen, wenn Gartenweg, Flur und Treppe sauber und frei von schwarzen Fußspuren bleiben, und sie wird nun ihre Kohlen ausdrücklich per Kuli bestellen. Das mit so vielen Vorteilen ausgestatte Spezialfahrzeug hat der Kohlenbunker Oberhausen an der Pluskampstraße erst kürzlich in seinen Dienst gestellt.

Auf dieser Seite haben wir gleich noch zwei Deutsche Meister im Bilde festgehalten. Im Zweier-Kunstradfahren fuhren die Gelsenkirchener Kollegen Helmut Beschorner (unten) und Otto Jonick den Titel nach Hause.



Ein Börsenkrach, der die Welt erschütterte

Vor genau 30 Jahren — in den letzten Oktobertagen des Jahres 1929 — begann mit dem Zusammenbruch der Aktienkurse an der New Yorker Börse jene Kettenreaktion schlimmer wirtschaftlicher und politischer Wirrungen, die zur Weltwirtschaftskrise führten. Allein in Deutschland wurden sechs Millionen Menschen arbeitslos, die sich gegenüber den Verheißungen des Nationalsozialismus als höchst anfällig erwiesen. Hitlers Machtergreifung, der zweite Weltkrieg, Deutschlands schwerste Niederlage und seine Teilung sind daher ebenso wie das Vordringen des Kommunismus eine Folge jener Börsen-Katastrophe. — Wie konnte es vor 30 Jahren zu einem Zusammenbruch überhaupt kommen? Und vor allem: Welche Lehren wurden aus den damaligen Ereignissen gezogen, damit so etwas nie wieder passieren kann? Diese Fragen, über die wohl jeder von uns schon einmal nachgedacht haben mag, denn sie berühren die Wurzeln unserer Existenz, wurden kürzlich beantwortet in einem Rundfunkvortrag, mit dem der Präsident der Bundesbank, Karl Blessing, Stellung nahm zu den Vorgängen vor nunmehr drei Jahrzehnten sowie zu unserer heutigen Situation. Die Bundesbank ist die oberste Hüterin unserer Währung, und es ist erfreulich, aus dem berufenen Munde ihres Präsidenten solche Worte zu hören, wie in erwähnter Rundfunkansprache, deren Wortlaut wir nachstehend veröffentlichen.

Vor dreißig Jahren ereignete sich jener Börsenkrach in New York, der im wahrsten Sinne des Wortes Geschichte machte. Er war der erste Donnerschlag aus dem Gewitter, das sich am Horizont der Weltwirtschaft zusammenbraute. Mit schrillem Mißton leitete er die Weltwirtschaftskrise ein, die bis in die dreißiger Jahre hinein anhalten und die das Gesicht der Welt weitgehend verändern solite. Der Weg der großen Krise ist gekennzeichnet durch den Zusammenbruch unzähliger Unternehmungen in aller Welt, durch Massenarbeitslosigkeit, durch Rückbildung der Weltwirtschaft, durch das Auseinanderfallen eines einheitlichen Weltwährungssystems, des Goldstandards, durch den Zusammenbruch des Systems Reparationen und interalliierten Schulden, durch Moratorien und Zahlungsschwierigkeiten. Aber das ist nicht alles; die große Krise wurde auch zur Brutstätte für neue Ideen und neue Lehren, die bis in unsere Tage fortwirken, und sie wurde zum Nährboden für den Aufstieg Hitlers und damit für den zweiten Weltkrieg. Wir haben also allen Grund, uns der Vorgänge an der New Yorker Börse den letzten Oktobertagen des Jahres 1929 zu erinnern.

Der Börsenkrach war natürlich kein Blitz aus heiterem Himmel. Wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg glaubte eine dem Leitbild des 19. Jahrhunderts verhaftete Welt wieder da anfangen zu können, wo sie 1914 aufgehört hatte. Etwa mit dem Inkrafttreten des Dawes-Plans 1924 ging man allgemein wieder zum Goldstandard über. Dieser Goldstandard deckte aber einen ganz anderen Tatbestand als der Goldstandard von 1913. Während vor dem ersten Weltkrieg ausgeglichene Zah-lungsbilanzverhältnisse herrschten, mutete man dem neuen Goldstandard zu, in einer durch Kriegsfolgen, Reparationen und interalliterte Schulden aus den Fugen geratenen Welt ein neues Gleichgewicht zu schaffen. Zunächst ging alles gut, weil Amerika, das an Stelle Englands zum Weltbankier Nummer 1 aufgerückt war, großzügig Anleihen und Kredite an das Ausland gab, die ein künstliches Gleichgewicht vortäuschten. So erhielt Deutschland viele Milliarden amerikanischer Anleihen und Kredite, zahlte damit Reparationen und türmte auf diese Weise einen immer größer werdenden Schuldenbau

In Amerika selbst herrschte in den zwanziger Jahren ein wirtschaftlicher Optimismus ohnegleichen. Die amerikanische Wirtschaft dehnte sich gewaltig aus, und die Produktion erreichte nie gekannte Höhen. Man glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben und hielt Konjunkturrückschläge für nicht mehr zeitgemäß.

"Prosperity for ever" wurde zur Parole des Tages. Ein immer größer werdender Kreis von Amerikanern, von diesem Optimismus angesteckt, engagierte sich an der Börse. Die Folge war eine langanhaltende Hausse. Viele Leute waren reich geworden, andere glaubten, auch sie könnten reich werden, wenn sie sich an dem Börsenspiel beteiligten. Das Schlimme dabei war, daß es dem Publikum durch großzügige Kredithergabe leicht gemacht wurde, Aktien zu kaufen, ohne sie voll bezahlen zu müssen. Man schoß selbst 25 bis 30 Prozent des Kaufpreises ein und pumpte sich den Rest dazu. Ende des Jahres 1928 betrugen die sogenannten broker loans, das heißt Kredite, die zum Kauf von Aktien vorgeschossen worden waren, nicht weniger als 6 Milliarden Dollar.

Im Herbst 1929 machten sich in der amerikanischen Wirtschaft dann Anzeichen eines Konjunkturrückganges bemerkbar, die bereits im September und in der ersten Hälfte Oktober zu einer gewissen Unsicherheit an der Börse führten, ohne daß es jedoch zu größeren Kurseinbrüchen gekommen wäre. Noch waren die meisten Aktionare und die öffentliche Meinung optimistisch. Am 19., 21. und 23. Oktober erfolgten jedoch etwas größere Kurseinbrüche. Jetzt begannen die Aktienbesitzer plötzlich zu begreifen, daß die

Hausse möglicherweise zu weit getrieben worden war. Wie von einer Massen-psychose angesteckt, erteilten sie am 24. Oktober Verkaufsaufträge Oktober Verkaufsaufträge größten Stils und lösten damit eine unerhörte Panik aus. An diesem Tag wechselten nicht weniger als 12,9 Millionen Aktien bei scharfen Kursrückgängen die Hand. Das war aber erst der Anfang. Auch am 28. Oktober erfolgte ein weiterer Einbruch, und der 29. Oktober wurde zum schwärzesten Tag in der Geschichte der New Yorker Börse; 16,4 Millionen Aktien gingen an diesem Tage um, und selbst die feinsten Aktien mußten hohe Kursverluste hinnehmen. Da der Wert der Aktien jetzt in vielen Fällen geringer war als der Kredit, mit dem der Aktienkauf finanziert worden war, wurden Aktien zu jedem Kurs zwangsverkauft — exekutiert wie man in der Börsensprache sagt —, ein Prozeß, der den Kurssturz beschleunigte und die Panik verstärkte. Viele Ameri-kaner, die sich im September noch reich dünkten, waren innerhalb weniger Tage zu armen Leuten geworden. Die Baisse hielt mit Unterbrechungen bis 1932 an mit dem Ergebnis, daß die Aktien im Sommer 1932 auf weniger als ein Sechstel ihres Wertes vom Sommer 1929 gefallen

Inzwischen waren Wirtschafts- und Bankensystem in den Vereinigten Staaten in

In diesen Tagen erinnert sich die Welt an den schweren Börsenkrach vor 30 Jahren in New York, wo in der letzten Oktoberwoche 1929 nach einer wilden Hausse das auf tönernen Füßen stehende Kursgebäude der Wall Street mit lautem Spektakel zusammenbrach. Dies war der Anfang einer schweren Wirtschaftskrise, die sich über die ganze Welt ausdehnte und insbesondere der europäischen Wirtschaft stark zusetzte. Viele Millionen Menschen wurden arbeitslos. Unser Foto ist eine historische Aufnahme von der Wall Street am "Schwarzen Freitag", als sich Tausende von Menschen, um ihr Geld bangend, vor den Banken einfanden.

eine Vertrauensund Deflationskrise geraten, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte und die vielen Amerikanern heute noch tiefer in den Knochen sitzt als der erste und zweite Weltkrieg. Die amerikanischen Banken, von der Krise selbst hart bedrängt, zogen ihre Kredite aus Europa zurück und trugen so zu den dramatischen Vorgängen bei, die 1931 Europa erschütterten. Im Mai 1931 brach die Österreichische Creditanstalt zusammen, im Juni folgte die ungarische Krise, im Juli verlagerte sich das Sturmzentrum nach Deutschland und führte zum Zusammenbruch der Darmstädter und Nationalbank, zu Stillhalteabmachungen, zur Devisenbewirtschaftung, zum Hoover-Moratorium und den Brüningschen Notverordnungen. Im September ging das englische Pfund vom Golde ab und leitete damit jene Welle von Währungsabwertungen ein, die bis zum zweiten Weltkrieg anhielt. Da alle Versuche, der Krise auf internationaler Ebene Herr zu werden, scheiterten, glaubte jedes Land, sich den verheerenden Folgen der Deflation durch protektionistische Maßnahmen aller Art entziehen zu sollen.

Kann nun heute etwas Ähnliches passieren wie damals? Ich möchte diese Frage wie folgt beantworten: Börsenhaussen und Börsenbaissen hat es in der freien Wirtschaft immer gegeben und wird es immer geben. Was aber unsere heutige Börsenlage und auch die amerikanische von 1929 grundlegend unterscheidet, ist die Tatsache, daß es Aktienkäufe auf Kredit so gut wie nicht mehr gibt. In USA müssen zur Zeit 90 Prozent des Kaufpreises der Aktien vom Erwerber eingezahlt werden. Bei uns bestehen Vorschriften dieser Art nicht; aber die deutschen Banken gewähren — im Gegensatz zu den zwanziger Jahren — Kredite auf Aktien nur in bescheidenem Umfang. Wäre es anders, so hätten wir, die Notenbank, längst eingegriffen. Ohne Kreditgewährung sind exzessive Haussen und exzessive Baissen aber unwahrscheinlich.

Ich glaube daher nicht an eine Wieder-

holung der Entwicklung von 1929, und ich glaube auch nicht an eine Wiederholung der großen Krise. Die Finanz- und Wirtschaftsbeziehungen der westlichen Welt haben sich nach dem zweiten Weltkrieg schneller und besser eingerenkt und eingespielt als nach dem ersten. Heute gibt es kaum ein Reparationsproblem und auch kein unlösbares Problem der zwischenstaatlichen Verschuldung. Die Zahlungs-bilanzverhältnisse sind besser geordnet als Ende der zwanziger Jahre. Amerika, damals ein protektionistisches Land mit hohen Zahlungsbilanzüberschüssen, ist zu einem Land mit Zahlungsbilanzdefizit geworden, und der Alpdruck der Dollarlücke existiert nicht mehr. Die Währungs-reserven sind relativ gut verteilt. Die Bereitschaft zur internationalen Zu-sammenarbeit ist ungleich größer geworden als damals. Ich erinnere nur an die Weltbank, den Internationalen Währungsfonds und das GATT, ganz zu schweigen von den Organisationen der Sechsergemeinschaft. Alle diese Organisationen sind letzten Endes Feuerwehren zur Vermeidung oder Bekämpfung von Krisen. In der Konjunkturbeobachtung und der Konjunkturtherapie hat man viel zugelernt. Hochkonjunkturen, die sich zu überschlagen drohen, bremst man heutzutage rechtzeitig ab, um zu scharfe Konjunkturrückschläge zu vermeiden. Auch die Haushaltspolitik der Staaten wird mehr und mehr zur Konjunkturregulierung eingesetzt. Kurz, das Konjunkturbewußtsein und die Konjunkturpolitik haben gegenüber der Zeit der großen Krise ganz andere Akzente bekommen.

Wenn die große Politik uns vor politischen Krisen bewahren kann, wenn Regierungen und Parlamente in ihren Ausgabeforderungen im rechten Zeitpunkt Maß halten, wenn die Währungs- und Kreditpolitik auf der Hut ist, und wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich in der Lohnfrage verständig verhalten, hat die westliche Welt gute Aussichten, größere Krisen zu vermeiden. Konjunkturschwankungen indessen wird es immer geben; sie gehören zur freien Wirtschaft wie die Luft zum Atmen.



Keine Angst vor der Technik

Die meisten Menschen trennen sich nur schwer von alten Vorstellungen und Gewohnheiten, und die Angehörigen des weiblichen Geschlechtes stehen in dem Rufe, darin noch konservativer zu sein als die "Herren der Schöpfung". Was sich auf dem Gebiet der technischen Entwicklung, der Rationalisierung und Automatisierung — Dinge, die jetzt in alle Lebensbereiche immer mehr eindringen — so alles tut, erfüllt wohl jeden mit Staunen. Während aber der größte Teil der "Herrlichkeiten" tapfer "ja" zu allem sagt und irgendwelche Bedenken dadurch zerstreut, daß er sich in die Dinge mal hineinvertieft, zeigen wir Frauen meist offen, daß wir nichts davon verstehen. Aber unsere Konsequenz ist nicht selten die, daß wir es der "besseren Hälfte des Menschengeschlechts" nicht nachtun und die Dinge zu verstehen suchen, sondern wir schalten auf "stur" und sind von ganzem Herzen und für immer "dagegen". Nun ist wohl die Werkzeitung nicht der gegebene Ort, die Verschiedenartigkeit des männlichen und weiblichen Seelenlebens aufzudecken; aber alles eben Gesagte ist für uns als Leser der Werkzeitung doch nicht ganz uninteressant.

Während die Rationalisierung und die Automatisierung auf dem technischen Sektor schon seit mehreren Jahren zu umwälzenden Neuerungen geführt hat, sind die Maschinen und Hilfsmittel im Büro noch fast die gleichen wie vor 20 oder auch vor 30 Jahren - jedenfalls, was die Erledigung der laufenden Korrespondenz anbelangt. Im Gegensatz zu den USA und anderen Ländern sind elektrische Schreibmaschinen und Diktiergeräte in Deutschland erst in den letzten Jahren bekannt geworden. Ich möchte nicht verallgemeinern - aber das Echo aus den Kreisen der Angestellten auf diese Veränderung im altgewohnten Bürobetrieb ist in den meisten Fällen so, wie es am Anfang beschrieben wurde. Schuld daran ist vor allem eine mangelnde gründliche Erklärung und Aufklärung über diese Hilfsmittel.

Um mit diesem Vorurteil gegen modernes Diktieren und Schreiben einmal aufzuräumen, hatte die Abteilung Ausund Fortbildung die Mitarbeiter aus den Verwaltungsabteilungen, in denen besonders viel Korrespondenz zu erledigen ist, kürzlich in den großen Saal des Werksgasthauses eingeladen. Durch Vorführung eines Filmes, durch theoretische Klärung der allgemeinen Vorurteile gegen das "Neue" und daran sich anschließende praktische Beispiele wurde das Problem von vielen Seiten beleuchtet, und ich darf vorweg schon einmal sagen, daß es eine gelungene Veranstaltung war. Überzeugend war bei der Verschiedenartigkeit der einzelnen Punkte des Programms die geschlossene, einheitliche Linie; alles zielte eben darauf ab, Vorurteile zu be-

Der vom Rationalisierungs-Kuratorium der Deutschen Wirtschaft hergestellte Film "Diktieren und Schreiben" sprach alle Mitarbeiter in den Verwaltungsabteilungen

an: die Stenotypistin, der er die Angst nehmen wollte, die elektrische Schreibmaschine sei nur erfunden, um ihr noch mehr Arbeit aufzubürden; den Sachbearbeiter, der mit den Anforderungen, die ein Diktiergerät an ihn stellt, nicht fertigzuwerden glaubt, und nicht zuletzt die Verantwortlichen der Werksleitung, indem aufgezeigt wurde, daß die Anschaffungskosten für diese Neuerungen finanziell zwar im Augenblick belasten, sich aber schon in kurzer Zeit bezahlt machen. Zu erwähnen ist die geschickte Zusammenstellung des Films; der Schuß Humor, mit dem er gewürzt war, ließ die Reserve, die gewiß viele dem Thema gegenüber hatten, leicht ver-

Das Diktiergerät ist für den Sachbearbeiter und auch für die Schreibkraft eine große Hilfe, weil es viel Zeit einspart. Das sah jeder ein, nachdem er bei den je-weiligen "Diktatszenen", die gezeigt wurden, je nach Temperament schmunzelte oder laut lachte. Schließlich waren dies Bilder, wie sie sich im Büro alltäglich bieten. waren dies Bilder, wie sie sich im Buro alltäglich bieten.
Mancher Sachbearbeiter wird sich in den verschiedenen
"Typen" beim Diktieren wiedererkannt haben: der
"Telefonierer", der die Angewohnheit hat, wenn seine
"Dame" schon fertig zum Diktat dasitzt, noch ausgiebige
Gespräche zu führen; der "Raucher", bei dem das
Diktieren erst richtig klappt, wenn er in eine Rauchwolke gehüllt ist (die Aussprache ist dann bekanntlich



Das Innenleben eines Dictaphone-Time-Masters ist hier während einer Diktataufnahme bloßgelegt. In unseren Büros gibt es bereits 50 solcher Geräte vom einfachen Aufnahmegerät bis zur zentralen Aufnahmeanlage, wie sie in unseren Einkaufabteilungen verwendet werden.

besonders deutlich!); der "Wanderer", der beim Diktieren mit großen Schritten den Raum durchmißt, während seine Schreibkraft fast verzweifelt, weil sie den vollen Wortlaut nur erfaßt, wenn der Chef zufälligerweise in ihre Richtung spricht, oder der "Unentschlossene", dem während des Diktierens immer wieder einfällt, wle es noch besser gesagt werden könnte. — Viele Sachbearbeiter trauen es sich nicht zu, auf Band zu sprechen. Wie von einem anwesenden Fachberater hierzu erklärt wurde, gewöhnt man sich aber ziemlich rasch daran, und jeder Diktierende kann schon nach kurzer Zeit die Fest-stellung machen, daß ihn das Gerät unbewußt erzieht; der Stil verbessert sich.

Frau Kappertz, die im Auftrag einer Büromaschinen-firma die Anwesenden mit moderner Bürotechnik vertraut machen solite, gelang es in ihrer natürlichen und freundlichen Art, die weiblichen Zuhörer davon zu überzeugen, daß das Schreiben auf einer elektrischen Maschine wirklich keine Hexerei ist. Ganz von selbst erzielt jeder, der elektrisch schreibt, höhere Leistungen. Einmal ist der Grund der, daß viele Griffe, die auf den Standardschreibmaschinen mit der Hand ausgeführt werden müssen, z. B. das Schalten nach jeder Zeile, jetzt automatisch erfolgen. Die Zeitersparnis ist dabei schon beträchtlich. Vor allem ist aber die Anschlagtechnik vollständig anders, die Tasten werden nicht mehr "angeschlagen", sondern nur noch berührt. Daß dadurch auch Sehnenscheiden- und Nervenentzündungen ver-mieden werden, ist besonders hervorzuheben, denn es gibt wohl nur wenige Schreibkräfte, die sich damit noch nicht herumgequält haben — zumindest haben alle nach vielem Schreiben schon "lahme" Arme gehabt. Frau Kappertz betonte noch besonders, daß viele Stenotypistinnen, wenn sie auf einmal nach Diktiergerät und



Die junge Dame auf diesem Bild versieht soeben ein Time-Master-Gerät mit neuem "Futter", sie legt also ein neues Ton-band ein. Als Tonträger dienen endlose Bänder, die etwa die Größe einer Manschette haben und sich besonders gut dazu eignen, als Belegstücke abgelegt zu werden.

elektrisch schreiben müssen, meinen, sie würden jetzt gehetzt. Aber das seien nur Anfangserscheinungen. Nach einer gewissen Zeit ändere das sich so, daß man das Bewußtsein habe, man selbst beherrsche die Geräte und nicht umgekehrt!

Interessant waren auch die statistischen Berechnungen, die der Film aufzeigte. Beispielsweise eine Kurve über die Kostensenkung für einen einzigen Geschäftsbrief, der mit Diktiergerät und elektrischer Schreibmaschine erstellt wurde. Auffallend die Abweichung in zwei Leistungskurven einer Schreibkraft: Während bei einer Stenotypistin mit der Standardmaschine die Leistung zu bestimmten Tageszeiten beträchtlich sinkt z.B. am späten Nachmittag —, verläuft die Leistungs-kurve einer elektrisch schreibenden Bürokraft gleich-

Was vielleicht vielen kritischen Betrachterinnen des Films Angst eingejagt haben mag, aber waren die riesigen Schreibsäle, in denen die einzelnen Schreiberinnen wie am Fließband ihre Arbeit taten und dabei von einer Aufseherin überwacht wurden. Insgeheim fragte ich mich: Soll das unsere Zukunft sein? Macht man dafür eine zweijährige Ausbildung mit, um dann so zu "enden"? Aber ein anwesender Fachberater berichtete dann, von den Schreibsälen sei man in Amerika schon wieder abgekommen, man sei zu der Erkenntnis gelangt, daß Schreibzimmer, in denen fünf, höchstens sechs Stenotypistinnen arbeiten, das Gegebene

Abschließen möchte ich mit einer netten Bemerkung von Frau Kappertz. Sie sagte: "Wenn in Amerika ein junges Mädchen eine neue Stelle im Büro annimmt, ist ihre erste Frage: ,Darf ich elektrisch schreiben?' Und dann erst kommt die Frage, die doch eigentlich für ein junges Mädhen primär ist: "Wieviele unverheiratete Männer sind bei Ihnen beschäftigt?"" — — Wann wird der Mädchen prinia 1823, 1823, 1823, 1823, 1824, 182

Dictaphone-Konferenz-Anlagen — wie die, deren Arbeitsweise auf unserem Bild erklärt wird — sind eigentlich Diktiergeräte größeren Ausmaßes. Sie werden bei Sitzungen und Besprechungen gebraucht. Das gesprochene Wort aller Teilnehmer wird von dem Gerät "notiert".

Gestern und heute in den Büros unserer Hauptverwaltung



Dies ist ein typisches Verwaltungsbüro (Einkauf Rohstoffe), wie es bis zum Frühjahr 1959 ausgesehen hat. Die Nachteile: Schlechte Lichtverhältnisse, unzweckmäßige Ausstattung, Enge, Geräuschbelästigung durch zu leichte Trennwände und das Fehlen von Schallschluckdecken.

An einen Notbehelf als Überbleibsel aus der Kriegszeit erinnerten die Räume der Adrema bis zum Mai dieses Jahres. Infolge der Kellerlage war die Beleuchtung ebenso unzureichend wie die Belüftung der Büros. Die unfreundlichen, ungesunden Räume waren darüber hinaus sehr eng.



Wer heute unsere Hauptverwaltung an Essener Straße betritt, kann nicht ahnen, welch unvorstellbar schwierigen Verhältn sich die Arbeit der Büros noch vor zwei Ja hier abgewickelt hat. Damals war das Gebeder neuen Hauptverwaltung gerade f geworden und es konnte zum Sammeln Verwaltungsstellen unter einem gemeinsa Dach geblasen werden. Bis dahin waren meisten Büros in dem alten 1921 bis 1925 richteten Verwaltungsgebäude — dem heut Altbau — untergebracht. Aber viele Abteilun lagen noch an der Essener Straße verstreu befanden sich beispielsweise die Betr krankenkasse und die Pressestelle im Wegasthaus und die ärztliche Dienststelle sidie Sozialabteilung in ehemaligen Wohn sern an der Essener Straße.

Die Zustände in der alten Hauptverwal waren so katastrophal, daß eine Schilder der Tatsachen, die ohnehin eine ganze W zeitschrift füllen würde, uns nur von den , geweihten" abgenommen würde, also von Angestellten, die damals hier "gehaust" ha Jeder andere würde ungläubig den I schütteln und uns der Übertreibung bezichti

Tatsache ist aber, daß allein 60 Menschen udem flachen mit Teerpappe gedeckten Bredach arbeiten mußten auf das monoton Regen trommelte oder heiß die Sonne prund in den darunterbefindlichen Räu Temperaturen bis zu 50 Grad hervorrief. Die gegenüber waren 50 Angestellte dauerna Keller tätig, der nur unzureichend bei werden konnte und in dem gänzlich manhafte Lichtverhältnisse herrschten. Es ist ständlich, daß unter solchen Umständen bei vielen der Angestellten Krankheiten merkbar machten, denn auch die Geräu belästigung zog allen dauernd an den Ner

Wände und Trennwände waren ohne jegl Schalldämpfung, so daß der Lärm sich übe voll entfalten konnte. Schreibmaschinen k perten, Rechen- und Buchungsmaschinen selten, Telefone schrillten, nebenbei mu Besprechungen und Verhandlungen gef werden.

Das größte Problem war der Platzmangel war allgegenwärtig. Viele Angestellte mul ohne ausreichenden Schreibtisch auskomm weil in vielen Räumen einfach keine Norr schreibtische aufgestellt werden konnten, überbesetzt waren sie. In den Büros mußten Arbeiten fast in dem Zustand der Tuchfühl verrichtet werden. Während Experten in mancherlei Erfahrungen für jeden Büroarbiplatz 6,5 bis 7 Quadratmeter Fläche fordikonnte jeder Angestellte in der alten Ha verwaltung III der GHH nur höchstens 3 bis Quadratmeter für sich in Anspruch nehm

Die Raumnot ging sogar so weit, daß bei nöti Ausweitungen der Arbeitsgebiete teilweise ke Möglichkeit bestand, Neueinstellungen vanehmen, weil in den Büros absolut ke Arbeitsplätze mehr eingerichtet werden koten. Jeder Raum war im wahrsten Sinne Wortes "überbevölkert", und kein Raum bungenutzt. Die Besucher und Kunden wurständig auf den Fluren "abgefertigt", den den Büros waren ungestörte Gespräche nau führen.

Es ist nicht verwunderlich, wenn die Angestel unter den geschilderten Umständen derart leiden hatten, daß sie reizbar und übempfindlich wurden. Wenn sie auch mitut berechtigte Klage führten, so muß doch ar kannt werden, mit wieviel Nachsicht sie alten Zustände auf sich genommen hatten, sie berechtigte Hoffnung hegen konnten, bin eine neue bzw. umgestaltete Verwaltung ausreichenden und gesunden Räumen einzie zu dürfen.

Ende 1957 war das neue Verwaltungsgebä an der Essener Straße fertiggestellt. Für sofortige Benutzung standen fünf Geschosse neuen Gebäudes bereit. Ein Geschoß wurde Reserve gehalten. Der Umzug stellte an noch einmal große Anforderungen, dann a war für den größten Teil der Angestellten schlimmste Zeit überstanden.

Im Januar wurde mit dem Umbau des al Verwaltungsgebäudes begonnen. Im Verl dieser Arbeit mußten größere organisatoris Änderungen im Verwaltungsablaufüberwunwerden. Auch das Reservegeschoß im Neul wurde im Verlauf von einigen Monaten hiedenen Abteilungen belegt. Trotzdem sich heute das alte und das neue Gebäude ner harmonischen Einheit zusammen, und ten keine Schwierigkeiten auf, die sich auf reibungslosen Verwaltungsablauf ausen könnten.

roßen gesehen, war man bei allen Bauten darauf bedacht, die einzelnen Abgen später so unterzubringen, daß alle lüssigen Wege vermieden würden. Außersollten alle Abteilungen, die besonders von den nicht in der Hauptverwaltung äftigten Belegschaftsangehörigen aufhtwerden, möglichst im Erdgeschoß unteracht werden. Die Raumaufteilung sieht folgendermaßen aus: Im Kellergeschoß den sich die maschinentechnischen Abgen sowie die für ein so großes Haus derlichen Installationszentralen. Im Erdoß sind die Personalabteilungen, die labteilung, der Arbeitsschutz, die Pressedie Betriebskrankenkasse und das Lohnuntergebracht, sämtlich Abteilungen, in noff Mitarbeiter aus den Befrieben zu tun n. Dann folgen im ersten Obergeschoß forstand, der Verkauf und die mit ihm zutenarbeitende Verkaufsabrechnung sowie Querbau die ärztliche Dienststelle, die nungsgesellschaft Dümpten und die Werksterei. Das zweite Obergeschoß ist belegt den Einkauf, die Rechnungsprüfung, die zleitung mit der Geschäftsbuchhaltung der Abteilung Steuern und Versiche-

ritte Obergeschoß nimmt die Betriebs- und ehrsabrechnung, die Zentralregistratur die Büromaschinenwerkstatt auf. Im en Obergeschoß befinden sich neben der sabteilung sowie der Revisions- und nisationsabteilung noch die Lagerablung, die Statistik und ein Aufenthaltsraum Getränkeautomaten für die Angestellten.

einen gesehen sind die Arbeitsplätze in der tverwaltung heute vorbildlich gestaltet. Es or allem für ausreichend Platz gesorgt en. Jeder Raum hat große Fenster, einen dlichen Anstrich, Akustikdecken, ausend große Einbauschränke und ist inhen weitgehendst mit modernen Orgaonsmöbeln ausgestattet worden. Für eine de Atmosphäre in den Büros sorgt eine ale Klimaanlage, die zu Anfang allerdings e Kinderkrankheiten zu überwinden hatte.

diese Anlage würden in der warmen szeit die großen Fenster soviel Hitze in die ie einstrahlen lassen, daß an ein Arbeiten überhaupt nicht zu denken wäre. So ist mit ganz besonderer Sorgfalt jeder tsplatz gestaltet worden, damit die sitzende keit nicht zu einer Qual werden kann.

e Angaben über spezielle Ausstattungen euen Verwaltung dürften vielleicht auch interessant sein. Es versteht sich von selbst, in solcher Neubau über Personenaufzüge gt. Außerdem ist aber auch ein Postaufzug baut worden, von dem aus die zentrale ustellung vor sich geht. Zwischen den lungen Verkauf und Rohstoffeinkauf und iernschreibstelle sorgt eine Rohrpost für chnelle Beförderung des Schriftwechsels. Abteilungen mit Kunden- und Lieferantenschreibstehen angenehme Besprechungsräume erfügung.

h ein Unterschied zwischen den Büroen der heutigen Hauptverwaltung und den
ufang geschilderten Verhältnissen besteht,
man heute nicht mehr erleben. Mit dem
itbaren Zustand, der in einigen Abteilungen
bis vor kurzem herrschte, ist glücklichergründlich aufgeräumt worden. Heute
die Räume überall hell, gradlinig, freundund doch zweckmäßig. Bei einem Runddurch das neue und umgebaute Haus wird
n sofort klar, daß hier mit verhältnismäßig
gem Aufwand Arbeitsräume geschaffen
en sind, in denen die Arbeit nicht zu einer
enaufreibenden Tagesmüh und -last wird.

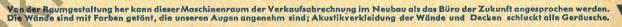
en Bildern auf diesen Seiten wollen wir n, wie augenscheinlich der Unterschied hen dem Gestern und Heute in den Büros er Hauptverwaltung ist — links das Alte, s das Neue —; dabei sind die Fotos nicht al besonders ausgewählt, nur kann man Iten Zustand nicht mehr nachprüfen, denn ge, verstaubte Kontore gibt es unter dem der Hauptverwaltung nicht mehr.



Die Betriebsabrechnung bezog im Herbst 1959 große, helle und luftige Räume mit neuzeitlicher Arbeitsplatzeusstattung, schalldämpfenden Spezialtrennwänden und Akustikverkleidung. So und nicht anders soll der moderne und gesunde Büroarbeitsraum heutzutage aussehen.



Obwohl der Altbau eine verhältnismäßig ungünstige Fenster- und Raumaufteilung besitzt, wurden durch den Umbau neuzeitliche Büros geschaffen, die den Büros im Neubau in nichts nachstehen. Hier ein Blick in ein Büro der Geschäftsbuchhaltung. Das Bild entstand erst kürzlich.





Sprachtoht der Belegschaft

Karl-Heinz Bendorf und die Überlast

So interessant die Darstellung über den Kollegen Karl-Heinz Bendorf auch immer sein mag — er ist auf dem Bild nebenbei auch ein recht ansehnlicher junger Mann — so deplaciert finde ich das Plakat mit den beiden dicken Frauen. Sie glauben doch wohl nicht im Ernst — die lobenswerten Bestrebungen von Karl-Heinz Bendorf in allen Ehren —, daß mit diesem Plakat, das zu allem Überfluß auch noch in den Betrieben aufgehängt worden ist, nur ein einziger Unfall verhütet wird. Ich glaube, daß sogar das Gegenteil der Fall sein wird: Wenn die Kollegen sich bei der Arbeit der dicken Frauen erinnern, dann vergessen sie auf der Stelle, an ihre Sicherheit zu denken.

Ich gebe zu, das war etwas drastisch ausgedrückt. Aber drücken Sie sich angesichts solcher fülligen Damen einmal anders aus. Das ganze Plakat ist eine Herausforderung, daran ändert der Reim überhaupt nichts, denn was hat die Freude über eine Überlast, die man persönlich nicht hat, mit der Unfallverhütung zu tun? Schließlich hängt man ja weder die beiden dicken Frauen noch sich selbst an die Krankette.

Es ist erfreulich zu lesen, wie sich ein Unfallvertrauensmann um die Verhütung von Unfällen Gedanken macht. Aber deswegen müssen ja nun nicht Plakate um jeden Preis entstehen. Man darf jedenfalls recht gespannt sein, was sich Karl-Heinz Bendorf sonst noch einfallen lassen hat.

M. L., Blechwalzwerk

Ihre "Rückseite" — nämlich die von "echo der arbeit", Ausgabe 13, und die der darauf abgebildeten "jungen" Damen — finde ich sehr, sehr abscheulich. Was haben Sie — jetzt nicht mehr die Damen sondern das "echo" — sich bei der Veröffentlichung eigentlich gedacht? Wie verhüte ich Unfälle jedenfalls nicht! Bestimmt hatten Sie eine hämische Freude an dem Foto, das Ihnen Karl-Heinz Bendorf vorgelegt, hat, weshalb Sie es dann den Kollegen nicht vorenthalten wollten. Aber glauben Sie nur nicht, daß alle Ihre Freude teilen werden!

E. K., Blechwalzwerk

Zum Wohle unserer Demokratie

Zu den Aufgaben einer Werkzeitschrift gehört es wohl in erster Linie, aus dem Betrieb zu berichten und das soziale Geschehen im allgemeinen zu verfolgen. Doch gibt es hin und wieder auch Geschehnisse, die außerhalb dieses Rahmens stehen, und die doch in einer Werkzeitschrift ihren Niederschlag finden sollten. Zu diesen Ereignissen gehörte in letzter Zeit der Abschied von Theodor Heuss. Und ich glaube, keiner ihrer Leser wird Ihnen übelnehmen, daß Sie dieses Geschehnis zum Anlaß genommen haben, unter der Überschrift "Zum Wohle der Demokratie" auf Seite 2 der Ausgabe Nr. 13 ausführlich darauf einzugehen. "Papa Heuss' ist wohl uns allen in der Zeit seines Amtes sehr ans Herz gewachsen, und viele Deutsche hätten es aufrichtig begrüßt, wenn um seiner Person willen, die Verfassung eine Änderung erfahren hätte, damit er noch länger als "Theodor" im bundesdeutschen Tor gestanden hätte.

Hinauf in den Wind am stählernen Seil

Mit allergrößtem Interesse habe ich den Bildbericht über den Segelflugsport im "echo der arbeit" gelesen. Ich wußte bisher gar nicht, daß es auch in Oberhausen einen Segelsportverein gibt, sonst hätte ich bestimmt schon einmal einen Flug gewagt. Haben Sie wohl die Liebenswürdigkeit, mir die Anschrift des Vereins, dessen Gast Sie gewesen sind, mitzuteilen, damit ich mich an ihn wenden kann?

U. K., Werkstudent

Ihre Bilder vom Segelfliegen habe ich mir sehr aufmerksam angesehen. Ich habe mich schon immer für diese Sportart begeistert und würde gerne selbst einmal einen Start versuchen. Leider hatte ich bisher nie eine Möglichkeit dazu. Nun schreiben Sie in dem Bericht, daß die Segelflieger sehr sportliche und aufgeschlossene Leute sind, die gewiß auch ihnen Unbekannte freundlich willkommen heißen würden. Wie gerne möchte ich einmal mit nach Borken fahren, können Sie mir daher einmal die Adresse der Oberhausener Segelflieger bekannt geben?

K. M., Neu-Oberhausen

Anm. d. Red.: Aber gerne können Sie von uns die Anschrift erfahren. Bitte schön: Flugsportverein Oberhausen, Geschäftsführer Schwarz, Oberhausen, Goethestraße 24. Uebrigens dienstags und freitags von 20 bis 22 Uhr arbeiten die Segelflieger in ihrer Werkstatt am Brücktor, Eingang Mülheimer Straße

Rücksicht

Ich möchte Ihnen einmal schildern, was ich neulich erlebt habe: Wieder ist Schichtwechsel. Die Männer strömen aus Tor 10 auf die Straße. Viele warten vor dem Zebrastreifen. Sie wollen die Straße überqueren, um auf die andere Seite zum Fahrradschuppen zu gelangen. Aber gerade fährt eine lange Schlange von Autos vorbei. Doch plötzlich hält ein Wagen direkt vor dem Zebrastreifen an. Mit freundlicher Geste fordert der Fahrer die Wartenden auf, über die Straße zu gehen.

Ich wußte nicht, daß mir so etwas an dieser Stelle schon einmal begegnet ist. Deshalb konnte ich nicht umhin, einen Blick auf das Kennzeichen des Wagens zu werfen. Der höfliche Kraftfahrer kam aus Aachen! Und noch ehe ich die andere Straßenseite erreicht hatte, hob hinter dem höflichen Aachener ein Getute an. Ich stellte fest, woher diese Ungeduldigen wohl sein könnten, denn es hupten eine ganze Reihe von Wagen. Sicherlich hatten sie noch einen weiten Weg vor sich. — Aber nein!

Sie waren alle aus Oberhausen! OB war ihr Kennzeichen! Ohne Benimm! Ob das in Oberhausen so üblich ist?

G. Lindemann, Feineisenstraße

Piepenhein und Wottelbuck

Ich muß schon sagen, Ihr "Piepenhein und Wottelbuck" sind zwei recht nette Gesellen, an denen man sehr viel Spaß bekommen kann. Ich "tät ja ganz gerne auch mal so schreiben können", dann würde ich diesen Brief auf "Ruhrplatt" schreiben, doch gelingt es mir nicht ganz. So will ich also doch lieber beim Hochdeutschen bleiben, damit mich jeder verstehen kann.

Ich lese den "Piepenhein und Wottelbuck" zu Hause immer laut vor, dann müßten Sie einmal dabei sein, um sich das schallende Gelächter anhören zu können. Besonders meine Frau, die nicht aus dem Ruhrgebiet ist, will sich überhaupt nicht beruhigen. Wir schneiden die Spalten mit den beiden Figuren aus der Zeitung immer aus, um sie an die Angehörigen meiner Frau an die Mosel zu schicken. Die können sich da gar nicht vorstellen, daß hier so gesprochen werden soll. Wenn man ihnen dann sagt, daß der Piepenhein und der Wottelbuck noch ein gemäßigtes "Ruhrplatt" sprechen, in dem z. B. dritter und vierter Fall richtig angewendet sind, dann erklären sie einen glatt für verrückt.

Aber einen Fehler haben die beiden leider doch. Es tut mir deshalb leid, daß ich Sie darauf aufmerksam machen muß. Welchen Fehler, wollen Sie wissen? Das ist doch ganz einfach: Piepenhein und Wottelbuck machen sich in unserem "echo der arbeit" viel zu selten.

K. B., Blechwalzwerk

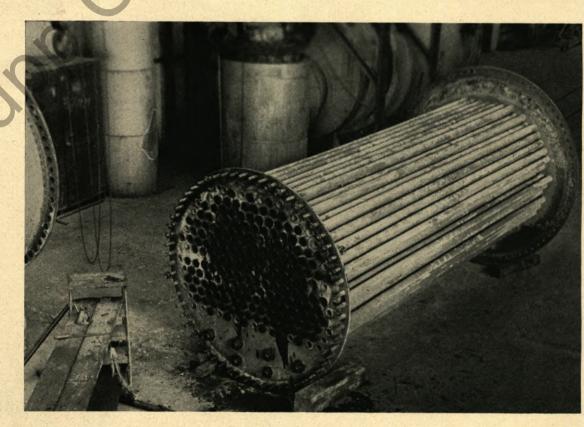
Dieser Unfall sollte uns eine Lehre sein!

Mit Hangen und Bangen sah man in der Abteilung Arbeitsschutz dem 4. November entgegen. An diesem Tag wären die Oberhausener Betriebe ein Jahr lang ohne tödlichen Unfall gewesen. Aber es hat nicht sollen sein. Am 26. Oktober — acht Tage vor diesem Termin — traf im Maschinenhaus I einen Maschinisten das Schicksal.

Im Bereich der Oberhausener Hüttenbetriebe war dies der 220. Unfall mit tödlichem Ausgang seit dem 1.1.1900. Durchschnittlich also in jedem Jahr vier Tote! Gewiß hat das Schillerwort, wonach mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten ist, seine Berechtigung. Doch durch kaum eine andere Tatsache wäre unser aller Bemühen um die Unfallverhütung besser belohnt worden als dadurch, endlich einmal für ein Jahr ohne tödlichen Unfall zu sein.

einmal für ein Jahr ohne tödlichen Unfall zu sein. Wenn auch von "Schicksal" die Rede war, so darf dies nicht so ausgelegt werden, als ob ein unabwendbares Schicksal zu diesen Unfällen geführt hätte. So hart dies auch klingen mag, aber es muß dennoch gesagt werden, daß in den meisten Fällen menschliche Fehlhandlungen dem Tod Vorschub leisteten. Auch bei dem Unfall am 26. Oktober war letztlich menschliche Unzulänglichkeit ausschlaggebend. Wir betonen dies nicht, um etwa einen Schuldigen bloßzustellen, vielmehr geht es darum, durch Erwähnung dieses Umstandes auf die tödlichen Gefahren aufmerksam zu machen, um zu erreichen, daß ähnliche Unfälle sich nicht mehr ereignen.

Wie kam es nun zu dem tragischen Unfall im Maschinenhaus I? — Als ein Maschinist damit beschäftigt war, ein ausgebautes Rohrsystem zu reinigen, versuchte er, das Rohr um 180 Grad zu drehen, um die Säuberung der unteren Flanschhälfte nicht gebückter Haltung vornehmen zu müssen. Obwohl er eindringlich davor gewarnt worden war, nahm er die Halteklötze weg. Das dadurch in Bewegung geratene 7,5 tschwere Rohrgefüge vermochte er jedoch nicht aufzu-



Das ist die Unglücksstelle im Maschinenhaus I. Um sich die Arbeit zu erleichtern, hatte der Verunglückte die Halteklötze links unter dem Rohrsystem entfernt. Infolgedessen setzte sich das 7,5 t schwere Maschinenteil in Bewegung. Alle Versuche, es mit eigener Kraft aufzuhalten, waren vergebens, und der 42 Jahre alte Maschinist wurde unaufhaltsam gegen das Rohr im Hintergrund gequetscht; er erlitt tödliche Verletzungen. Die Eindruckstelle ist mit Kreide deutlich gemacht.

halten, so daß er gegen ein Abgasrohr gequetscht wurde, wobei er tödliche Verletzungen erlitt.

Der 42 Jahre alte Maschinist bezahlte eine kleine Bequemlichkeit, durch die er seine Arbeit erleichtern wollte, mit dem Leben. Wir wollen sein Verhalten nicht schulmeisterhaft sehen; einem jeden von uns sollte aber der Vorfall eine Lehre sein. Nie, nie dürfen wir es soweit kommen lassen, auch nur für einen Moment die Arbeitssicherheit zu vernachlässigen. Und wenn es auch tausende Male gutgegangen haben mag, der Tod streckt jedesmal seine Hand nach uns aus...

Autos, Autos, Autos

So vollgestopft wie die Parkplätze auf unseren Bildern sind an den Tagen, an denen Schalke 04 ein großes Heimspiel bestreitet, auch die Straßen in Gelsenkirchen rings um die Schalker Glückauf-Kampfbahn. Kraftwagen aus fast allen Teilen Nordrhein-Westfalens und besonders aus der Heimatstadt des Fußballgegners stellen der Polizei eine kaum noch zu lösende Aufgabe, nämlich ausreichende Parkmöglichkeiten zu schaffen. In großer Verzweiflung sucht die Polizei an den großen Schalker Fußballtagen jedes Fleckchen Erde, auf dem ein Auto Platz finden könnte. Unser Werk Gelsenkirchen wurde ebenfalls gebeten, den Parkplatz vor dem Verwaltungsgebäude und ein großes dem Werk gehörendes Grundstück am Rosenhügel, das später bebaut werden soll, als Parkflächen zur Verfügung zu stellen. Bei seinen guten nachbarschaftlichen Beziehungen zu Schalke 04 hat sich das Werk bereit erklärt, nach besten Kräften die Parkplatznot an den Schalker Spieltagen überwinden zu helfen. Unsere Bilder entstanden am 11. Oktober, als der 1. FC Köln bei Schalke 04 zu Gast war. Bild unten links: Der randvoll gefüllte Parkplatz vor dem Verwaltungsgebäude. Die beiden Bilder rechts zeigen die zahllosen Autos vor und hinter den Werkswohnungen am Rosenhügel. Hier stehen gewöhnlich zwischen 250 und 300 Kraftfahrzeuge.







UNSER WANDERTIP:

Der Kletterpothund seine Moore

Zwei Umstände kommen unserer heutigen Wanderung besonders zugute. Erstens drückt die Hitze nicht mehr wie in den Hochsommertagen, und wir können frischer drauflos wandern und zum anderen ist die Gegend, die wir heute durchstreifen, nach dem trockenen Sommer nicht mehr so sumpfig, wie es sonst der Fall ist. Aber haben Sie darum keine Angst, wir führen Sie schon keine unangenehmen Wege. Es geht in Wald und stille Heide, wo der Lärm der entfernt liegenden Großstadt, der Zechen und Werke nicht an unser Ohr dringt, ja, wo uns auch nicht allzuoft ein anderer Wanderer begegnen wird. Und gerade deshalb ist diese Wanderung so voller Reize.

Wer zu Fuß wandert, muß natürlich wieder etwas Fahrgeld für die Anfahrt opfern, denn stille Heide liegt eben nicht in der Stadt, und unsere Wanderung setzt darum erst am Hirschkamp ein. Die Franzosenstraße ist uns bekannt. Nach einem Kilometer auf ihr besuchen wir rechts das Irenenheim, ein Walderholungsheim für Kinder, links abbiegend stoßen wir auf die Wanderstrecke 1b, die uns bis an den Garten von Huesken-Schroer unten am Rotbach führt. Ein wenig nach rechts, und dann führen uns Wanderstrecke 12 und 12a gemeinsam in das herrliche Naturgebiet, das wir besuchen wollen.

Bevor wir aber die leichten Anhöhen hinaufsteigen, überlegen wir gewiß einmal kurz, ob wir nicht im Winter, wenn Schnee liegt, mit unseren Kindern da hinaus wandern werden, um Schlitten zu fahren; denn keinerlei Hindernisse und Gefahren drohen hier.

Heute steuern wir der Schwarzen Heide und dem Kletterpoth zu. Nach etwa einer halben Stunde lassen wir Wanderstrecke 12 nach links abzweigen, wir selbst gehen weiter in der bisher eingehaltenen Richtung und sind bald in der Schwarzen Heide, in der Schlägerheide. Hier liegen große Flächen Kulturland vor uns. Kulturbauern haben es aus ehemaligem Ödland geschaffen. Jetzt den nächsten Weg rechts; wir kommen an das Forsthaus der Heide, dann müssen wir uns wieder etwas nach links wenden und nun dem geraden Weg nach rechts folgen, bis wir auf den alten Postweg stoßen. Links sehen wir die breite Straße, die von Kirchhellen nach Dinslaken führt, unten im weiten Tal grüßen wir Kirchhellen und blicken weit hinein ins Industriegebiet.

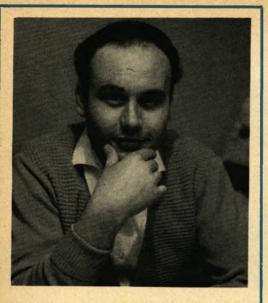


Aber halt! So eilig wollen wir's nun gerade doch nicht haben. Auf dem Wege vom Forsthaus bis zum Postweg lasen wir des öfteren den Namen Kletterpoth, lasen auch, daß wir vor einem Naturschutzgebiet stehen. Hier im Kletterpoth gibt es nämlich interessante Hochmoore, die beim Überschreiten auf und ab "schwabbeln", weshalb wir raten möchten, dieses Gebiet möglichst nicht zu betreten. Höchstens, wenn ausgetretene Pfade kurz hineinführen, mag man einmal Einblick in die reiche, vielseitige und seltene Flora nehmen. Aber bitte, nicht zuviel wagen und den Naturschutz nicht vergessen!

Nun waren wir mittlerweile bereits am alten Postweg. Hier sprengten schon vor dreihundert Jahren die "Postreutter" über Stock und Stein, ließen die Postillione ihre Hörner klingen, brachen Räder der Postkutschen, die hin und her rumpelten, machten die ungeduldigen Passagiere gar oft mehr oder weniger dumme Gesichter. Hier offenbarte sich "die gute, alte Zeit".

Aber nicht in Erinnerungen oder alten Schilderungen hängenbleiben! Wir gehen eine kurze Strecke nach rechts und rasten am Löns-Gedenkstein. Wir lesen auf einer Bronzetafel, die in einen mächtigen Quarzitstein eingelassen ist, die einfachen Worte: "Hermann Löns zum Gedächtnis". Aquarien- und Terrarienfreunde haben das Denkmal vor dreißig Jahren errichtet. Wir summen oder singen "Was die grüne Heide sagt" und wandern auf dem alten Postweg weiter bis zur Grafenmühle, von wo aus uns ja der Heimweg (Ebersbachbzw. Pfalzgrafenstraße — Autobus) bekannt ist.

Die Stille und Abgeschiedenheit des Kletterpoth mit seinen Mooren und Heideflächen wird uns so recht bewußt, wenn wir ganz einsam die heute vorgeschlagene Wanderung unternehmen. Kaum ein Mensch wird uns hier begegnen, und wir können für ein paar Stunden die Hast unseres Alltags vergessen.



Er wollte nicht einmal den Finderlohn

Am Morgen des 15. Oktober erschien auf der Wache des Werkschutzes der Kollege Friedhelm Fuchs (27) aus dem Thomasstahlwerk und gab eine Brieftasche ab, die er in der Nähe der Lohnzahlstelle am Tor 10 gefunden hatte. In der Brieftasche befand sich eine Lohntüte mit 484 DM. Der Verlierer war ein Schlosser aus der Versuchsanstalt, der kurze Zeit später in größter Aufregung den Verlust seines Geldes meldete. Der Werkschutz hat dem Schlosser im Beisein des ehrlichen Finders die Brieftasche mit dem Lohngeld zurückgegeben. Einen ansehnlichen Finderlohn, den der Verlierer ihm anbot, hat Friedhelm Fuchs dankend abgelehnt.

Dieser Vorfall ist Anlaß genug, den ehrlichen Finder im Bilde vorzustellen. Als wir ihm sagten, wie sehr wir uns über seine Ehrlichkeit freuen, meinte er nur: "Ich weiß, wie dem armen Kerl zumute war, denn mir hat man einmal einen ganzen Wochenlohn gestohlen."—

25 Jahre Werksorchester

Es war im Jahre 1934, als die Mitarbeiter der GHH überall in den Betrieben einen Aufruf zur Gründung eines Werksorchesters lasen, den Theodor Otten ausgehängt hatte. Viele Kollegen meldeten sich sofort begeistert an, so daß schon bald ein 18köpfiges Orchester zusammengestellt war. Ihr erstes Konzert gaben die Hüttenmusiker für ihre Arbeitskollegen unter der Überschrift "Frühlingsfest" im großen Saal der Gastwirtschaft "Union" an der Schenkendorfstraße. Damit war der Grundstein für die spätere Arbeit des Orchesters gelegt, und die Laienmusiker probten immer fleißig und mit großem Eifer. Theodor Otten kannte keine Ruhe in seiner Arbeit, denn es war sein Ziel, aus dem Orchester einen Klangkörper zu machen, der überall in der Öffentlichkeit bestehen konnte.

Diese Ereignisse liegen heute 25 Jahre zurück. Das Orchester des Hüttenwerks hat sich seinen Platz erobert, aber der Weg zum Erfolg ist nicht immer leicht gewesen. Großen Widerhall fand das Werksorchester bereits im zweiten Jahr seines Bestehens durch ein Mittagskonzert, das aus der großen Maschinenhalle der GHH vom Rundfunk aufgenommen wurde. Das Orchester hatte damals schon eine Stärke von 60 Musikern erreicht, und die Glückwünsche und Gratulationen, die aus allen Teilen Deutschlands eingingen, waren deutliche Beweise dafür, daß das Werksorchester als Laienorchester jedem anderen ebenbürtig war. Aber niemals schwand der Eifer und die Begeisterung, immer höher wurden die Ziele gesteckt.

Bald wurden Stimmen laut, neben dem Streichorchester ein Blasorchester zu gründen. Aus diesem Grunde wurden die Bläser aus dem Streichorchester herausgenommen. So entstanden zwei selbständige Orchester, die aber oft zusammenwirkten. Während Theodor Otten die Leitung des Blasorchesters übernahm, dirigierte Musikdirektor Heinrichs aus Krefeld die Streicher. Dem Blasorchester wurde in der damaligen Zeit das größere Programm übertragen. Es gab viel Arbeit, da oft zu irgendwelchen Anlässen gespielt werden mußte. Aber auch das Streichorchester entwickelte sich weiter gut. Viel klassische Musik wurde geboten, erfolgreiche Konzerte fanden statt, und zum erstenmal umrahmte das Streichorchester auch die Jubilarfeiern.

Die große Wendung für die Werksmusikanten brachte der Krieg. Viele von ihnen mußten den Soldatenrock anziehen, die Dirigenten wechselten häufig, und im Jahre 1944 fanden die letzten Orchesterproben statt, weil der dauernde Alarm keine erfolgreiche Arbeit auf diesem Gebiet mehr zuließ.

Ende 1945 rief Willi Reinartz alle alten Orchestermitglieder wieder zusammen. Das Blasorchester wurde aufgelöst, und die Bläser, soweit das möglich war, in das Streichorchester übernommen. Als im Jahre 1953 Peter Müller den Dirigentenstab in die Hand nahm, verstand er es mit großem Erfolg das Orchester neu zu formen. Er hatte sich zum Ziel gesteckt, eine Musik mit höherem Niveau zu bieten. Unzählige Proben und viel Arbeit waren dazu erforderlich. Doch der neue Stil sprach bei dem größten Teil der Belegschaft nicht an, so daß das Orchester wieder dazu überging, volkstümlichere Klänge zu spielen.

25 Jahre Werksorchester! Ein Vierteljahrhundert Musik von Belegschaftsangehörigen für Belegschaftsangehörige. Von den damaligen Gründern gehören neben dem jetzigen ersten Vorsitzenden Theodor Otten noch neun Mitglieder dem Orchester an, aus dem heute ein großer Klangkörper mit einem guten Ruf geworden ist.

Mit "Intourist" nach Moskau

Der bundesdeutsche Bürger hat seit einiger Zeit die Möglichkeit, einen Blick hinter den Eisernen Vorhang zu werfen und die Sowjetunion zu besuchen. Jedenfalls ist es heute bereits leichter, durch Vermittlung der staatlichen sowjetischen Reiseorganisation "Intourist" einen Urlaub in Moskau oder Leningrad zu verbringen als etwa im Thüringer Wald oder auf Rügen. Unser Belegschaftsmitglied Dietmar Vespermann (Lohnbüro) gehört zu den ersten westdeutschen Touristen, die nach Moskau reisten. Er ist jung und ledig und investiert seine jährlichen Ersparnisse in Auslandsreisen. "Ich fuhr nicht hin, weil ich eine Vorliebe für die Sowjetunion habe", erklärte er uns, "sondern ich wollte mir ein eigenes Bild von diesem Land machen." Er und seine Reisegefährten waren überrascht von der ausgezeichneten Organisation, die von der Grenze an in Händen von Reiseführern lag, und sie waren beeindruckt von dem Ausmaß Moskaus, von den breiten Straßen, die nach dem Krieg angelegt worden sind und auf denen ein Weltstadtverkehr mit vielen ausländischen Touristen brandet. Aber lassen wir Dietmar Vespermann selbst erzählen:

Nachdem ich die westeuropäischen Länder durchtrampt habe, gab es für mich keinen größeren Wunsch, als meinen Urlaub einmal im Osten Europas zu verbringen. Hierzugibt das staatlicherussische Reisebüro "Intourist" Gelegenheit. Entweder reist man als Einzeltourist (Kosten ca. 1000,— DM) oder in kleinen Reisegruppen, für die Fahrt, Unterbringung in Luxushotels, Verpflegung, Besichtigung von Museen usw. organisiert werden. Für eine solche Fahrt sind rund 500,— DM aufzubringen. Als Tourist darf man sich frei bewegen, im Gegensatz zu Journalisten und Angehörigen der Diplomatischen Korps. Es ist aber aus organisatorischen Gründen nötig, daß man sich von dem "Intourist"-Büro seine Reise genau vorbereiten läßt, nicht zuletzt wegen des Essens und der Übernachtungen, da das Land nicht, wie bei uns, auf Fremdenverkehr eingestellt ist.

Ich war ausschließlich in Moskau, der Hauptstadt der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. Sie ist das größte politische Verwaltungs-, Wirtschafts- und Kulturzentrum des Landes, außerdem noch das bedeutendste Verkehrszentrum. Breite Straßen und wuchtige Bauten bestimmen das Bild der Stadt. Das Herzstück der Stadt bildet wohl der Kreml. Er ist von einer roten gezackten Mauer eingefaßt,

die von spitzen Türmen gekrönt wird. Am Roten Platz erhebt sich der Spasski-Turm, der schönste aller Kreml-Türme. Hier ist der Haupteingang zum Kreml. Im Turm selbst befindet sich die Kreml-Uhr mit dem bekannten Glockenspiel, das als Pausenzeichen über den Äther gesendet wird wie in London das des Big-Ben.

Der Mittelpunkt des Kreml ist der Kathedralenplatz. Hier steht die Uspenski-Kathedrale, in der die Zaren getraut und gekrönt wurden. Daneben erheben sich die Blagowischtschenski- und die Archangelski-Kathedrale, die Begräbnisstätte der Zaren. Daran anschließt sich der 80 Meter hohe Glockenturm Iwan des Großen. Am Fuße des Turms befindet sich die größte Glocke der Welt, ein Wunder der russischen Eisenschmiedekunst. Sie wiegt 200 t und stammt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Über allen Gebäuden des Kreml dominiert der Große Palast. Hier finden die Parteitage. der KPdSU statt. Auch W. I. Lenin hatte hier sein Arbeitszimmer. Neben dem Palast befindet sich die Rüstkammer. Heute ein Museum, sind hier unter anderem eine reiche Sammlung alter Waffen, Rüstungen, Kirchengeräte sowie die Kleider der Zaren und der obersten Geistlichkeit zu sehen. Im Kreml be-finden sich auch die Gebäude des



Ein buntes Menschengewimmel, Völkerschaften aus allen Teilen des Sowjetreiches, trifft man in Moskau, der mit mehr als 6 Mill. Einwohnern größten Stadt Rußlands. Hier sieht man den Verfasser unseres Berichtes mit Leuten aus der Sowjetrepublik Usbekistan in Mittelasien. Auffallend ist die malerische Tracht dieser zwischen dem Aral-See und Afghanistan ansässigen Sowjetbürger.

Obersten Sowjets und des Ministerrates der UdSSR; sie durften verständlicherweise nicht besichtigt werden.

Was der Petersplatz in Rom für die katholischen Menschen bedeutet, das ist der Rote Platz in Moskau für die kommunistische Welt: ein Herzstück des Glaubens, Symbol der Größe, Zentrum der Macht. Der Rote Platz — er trug diesen Namen übrigens schon unter den Zaren — wird an seiner Westseite durch die mit Türmen und Zinnen bewehrten roten Backsteinmauern des Kreml flankiert. Hier versammelt sich die Elite des Weltkommunismus, wenn an den hohen Feiertagen der Partei und des Staates stundenlang die Massen über den Platz fluten. Die Menschenwogen marschieren dann von Süden her über die breite Moskwa-Brücke in das weite Geviert hinein, vorbei am Denkmal des Fürsten Dimitrij Poscharskij und des Metzgers Kusma Minin, die beide Anfang des 17.

Jahrhunderts Moskau aus den Händen der Polen befreiten. An der Stirnseite des Platzes liegt die phantastisch-bizarre Kathedrale des Wassilij Blaschennij, über dessen Erbauer die Legende berichtet, Iwan der Schreckliche habe ihn blenden lassen, damit er nicht noch ein anderes Bauwerk von solcher Herrlichkeit erschaffen könne.

In der Mitte des Platzes, dicht an der Kreml-Mauer, liegt das Lenin-Stalin-Mausoleum. Dort warten Tag für Tag Menschen aus allen Teilen der kommunistischen Welt, aufgestellt in langen Schlangen, um den einbalsamierten Leichen der beiden toten Führer des Weltkommunismus ihre Ehrerbietung zu erweisen. Ich sah die beiden Sowjet-Größen unter Glas liegen, als ob sie sich zu einem Schlummerstündchen hingelegt hätten. Gegenüber dem Kreml, auf der Nordostseite des Roten Platzes, liegt ein breiter Gebäudekomplex, der an die 20000 Menschen aufnehmen kann. Es ist das

"GUM", eine Art Super-Woolworth, das größte Warenhaus der Sowjetunion. "Was auch Magen, Körper und Geist benötigen, GUM liefert es", verspricht der Werbe-slogan des "Slawij Universalnij Magasin", was etwa mit "Zentrales Warenhaus" zu übersetzen ist. Gern bin ich durch die Hallen dieses Gebäudes gebummelt, dessen obere Etagen durch Brücken miteinander verbunden sind, Die Eröffnung von "GUM", einige Monate nach Stalins Tod, gilt als Wendemarke in der Ent-wicklung der Sowjet-Gesellschaft. Stalin hatte bis kurz vor seinem Tode immer wieder gefordert, daß die materielle Zufriedenheit und das Glück von zwei oder drei Generationen auf dem Altar der kommunistischen Revolution dargebracht werden müßten. Nachdem er tot war entstand das "GUM" sozusagen als Sinnbild einer Konsumgüter ver-sprechenden Epoche. Zu Lebzeiten Stalins war im "GUM" eine Verwaltungsbehörde untergebracht. Heute finden hier täglich bis zu drei Modenschauen statt.

Auf den Stadtrundfahrten habe ich noch manche schöne und mächtige Bauten gesehen. Besonders fallen die im "Zuckerbäckerstil", wie man scherzhaft sagt, errichteten Gebäude auf, die als Gegengewicht zu den Wolkenkratzern der USA geschaffen wurden. Das größte in diesem Straßen und in der U-Bahn, Alle hundert Meter etwa steht ein Abfallkorb. Kein Mensch würde Papier, Obst- oder Zigarrenreste auf die Straße werfen, selbst abgebrannte Streichhölzer werden wieder in die Dose gesteckt, um bei Gelegenheit in einen der Abfallkörbe geworfen zu werden. Durch wundervolle Parks ist das Stadtbild aufgelockert, in ihnen spielt sich das Freizeitleben der Menschen ab, und es ist weder verboten, den Rasen zu betreten, noch sich im Badeanzug zu tummeln. Große Sportanlagen stehen der Bevölkerung zur Verfügung.

Ich wohnte in Moskau im Hotel "Moskwa", in der Nähe vom Kreml. Obgleich ich die 3. Kategorie gebucht hatte, bekam ich ein gutes Zimmer mit fließendem heißen und kalten Wasser, Radio und Telefon; das Zimmer teilte ich mit zwei anderen Touristen. In diesem Hotel war ich mit 21 Personen aus Westdeutschland zusammen. Eine Dolmetscherin von "Intourist" stand für Stadtrundfahrten und Besichtigungen zur Verfügung. Die meiste Zeit aber war jeder auf sich selbst angewiesen. Abends konnte man tanzen oder ins Theater gehen. Die Kapellen haben durchaus Format, beschränken sich jedoch darauf, Tangos und langsame Walzer zu spielen. Ich habe im Bolschoi-Theater das Ballettstück "Don



Trinkautomaten findet man an vielen Straßen und Plätzen Moskaus aufgestellt. Zuerst stellt man ein Glas, welches zum Automaten gehört, mit der Öffnung nach unten auf eine Scheibe und drückt diese herunter. Dadurch wird das Glas gespült. Danach wirft man 20 Kopeken (= 8 Pg.) ein und erhält ein kohlensäurehaltiges Getränk. "Automation" also auch in der Sowjetunion.

Einzelerzeugnisse handelt und es noch eine Zeit dauern wird, bis alles der breiten Masse zugute kommt. Vom Farbfernsehen bis zum Atomreaktor findet man dort alles ausgestellt. Der Mann auf der Straße ist fest davon überzeugt, daß es nur noch wenige Jahre dauern wird, bis der Lebensstandard der westlichen Welt eingeholt ist.

Moskau im ganzen gesehen ist vielleicht noch nicht mit Paris, London, Rom oder auch Frankfurt oder Hamburg gleichzustellen. Besonders die Lichtreklame scheint sehr dürftig, aber selbst in dieser Hinsicht macht man gewaltige Anstrengungen, es dem Westen gleichzutun.

Von der Möglichkeit, mich frei bewegen zu können, habe ich ausreichend Gebrauch gemacht. Ich besah mir die Schaufenster und stellte fest, daß ein Paar Schuhe 250 Rubel (durchschnittliches Monatseinkommen 800 Rubel) kosten, daß Fahrräder und Waschmaschinen oftmals noch im Wohnzimmer stehen, denn die Wohnungsnot ist nach wie vor groß.

Die Hauptverkehrsader Moskaus (über sechs Millionen Einwohner) ist die Gorki-Straße. Hier werden viele neue große Wohnhäuser mit Läden und Cafés errichtet. Ein unendlicher Strom von Automobilen verschiedenster Marken belebt diesen Teil der Stadt. Am Abend ist es hier besonders lebhaft. Ebenso wie die Gorki-Straße das Zentrum, durchziehen breite und belebte Straßen alle Bezirke Moskaus.

Die Sowjetmenschen sind an ihrer einfachen Kleidung bzw. langen Mänteln leicht zu erkennen. Ein Ausländer fällt daher sofort auf. Sehr oft versuchen insbesondere Studenten mit Ausländern ins Gespräch zu kommen. Etwas gebrochen Deutsch oder Englisch hilft hierbei. Auf diese Weise wurde ich auch von einem

Wohnung amerikanischen Jazz anzuhören. Er wohnte bei seinen Eltern und seiner Schwester. Diesen vier Personen standen im fünften Stock eines nicht mehr ganz neuen Hauses drei Zimmer (Küche und zwei Zimmer je als Wohn- und Schlafräume, altmodisch eingerichtet) zur Verfügung. Beim Abspielen der drei Schallplatten, die von einem Touristen stammten, setzten wir unsere Unterhaltung fort. Ich erfuhr nun, daß die Russen jetzt sehr zufrieden seien, da sie es noch nie so gut gehabt hätten wie heute. Hungern brauche niemand mehr; nur alles, was nicht unbedingt zum Leben notwendig sei, sei sehr teuer. Meine Bemerkung, daß ich bisher auf meiner Reise durch Rußland und in Moskau noch kein Chruschtschow-Bild gesehen hätte, wurde damit beant-wortet, daß alles auf den Staat abgerichtet sei und nicht mehr auf die einzelne Person. Auf meinem Rückweg zum Hotel er-kundigte der Student sich nach Nylon-oder Perlonartikeln. Diese Sachen sind sehr begehrt, denn ich bin noch oft danach gefragt worden. Beim Abschied sagte er mir: "Wir wissen, daß es Euch

Studenten eingeladen, mir in seiner

Das Programm war umfangreich und vielseitig. Ich besichtigte zum Beispiel eine Reihe der ehrwürdigen Kirchen, deren Moskau 600 besitzt, von denen jedoch 564 als Museen, Galerien, Fabrikationsstätten und Unterkünfte für Militär und Polizei dienen. Ich war auch in Sagorsk, einem Kloster, 80 Kilometer von Moskau entfernt, dem Mittelpunkt der russischorthodoxen Kirche. Die Leute pilgern von weither zu diesem Wallfahrtsort. Es waren jedoch nur sehr alte Frauen und Männer, die sich an der Heiligen Quelle labten und für das Heilige Öl ihre Rubel gaben. Die Jugend aber geht gleichgültig vorbei und erklärt auf Befragen, daß sie an nichts glaube, es sei denn an den Sieg der kommunistischen Idee.

besser geht, aber Chruschtschow hat uns

viel versprochen, und er wird es auch

Eines muß ich noch besonders betonen, weil ich dies nicht erwartet hatte, nämlich, daß die Reiseführer ihre Erklärungen ohne jede politische Propaganda abgaben und daß man selbst unter dem Blick der Polizisten ungehindert fotografieren und filmen durfte.

Sicherlich läßt mein kurzer Aufenthalt in Moskau kein gründliches Urteil zu. Immerhin aber habe ich doch einige Erkenntnisse sammeln können. Zu ihnen gehört auch die Tatsache, daß ich Ressentiments dem ehemaligen deutschen Feind gegenüber nirgends fand.

Was der Petersplatz in Rom für die katholische Menschheit bedeutet, das ist der Rote Platz in Moskau für die kommunistische Welt. Links die Kreml-Mauer mit dem Lenin-Stalin-Mausoleum. Dahinter erhebt sich der Spasski-Turm mit der Kreml-Uhr. In der Mitte die farbenprächtige Basilius-Kathedrale. Rechts das Kaufhaus "GUM".



Eine der drei Hallen des "GUM", des größten Kaufhauses der Sowjetunion. Brücken verbinden die oberen Etagen. Den ganzen Tag über ziehen Tausende von Menschen an den Verkaufsständen vorbei. Nach dem Tode Stalins entstand das "GUM" sozusagen als Sinnbild einer Konsumgüter versprechenden Epoche, gewissermaßen als Ausdruck eines besseren Lebens für die Sowjetmenschen.

Stil ist die Universität. Ein neugeborenes Kind müßte 60 Jahre alt werden, wenn es in jedem Zimmer der Universität einen Tag und eine Nacht verbringen wollte. Jährlich absolvieren über 40000 Studierende die etwa 90 Hochschulen der Hauptstadt. Der Grundschulunterricht in Rußland dauert zehn Jahre, besonders Befähigte können sich danach zum Hochschul-Studium anmelden. Wer die Aufnahmeprüfung besteht, kann kostenlos studieren und bekommt ferner vom Staat entsprechend dem Einkommen der Eltern, ein Taschengeld.

Übrigens wird der sogenannte "Zuckerbäckerstil" heute nicht mehr verwendet, sondern geradlinige aus Stahlbeton gebaute Häuserblocks wachsen wie Pilze aus der Erde. Ganze Wohnviertel entstehen neu, während die alten, zum Teil noch Holzhäuser, abgerissen werden. Als Verkehrsmittel weicht die Straßenbahn den O-Bussen.

Das Pracht- und Renommierstück Moskaus ist die U-Bahn; sie wird laufend erweitert. Die U-Bahn befindet sich bis zu 70 Meter unter der Erde. Mit schnellaufenden Rolltreppen gelangt man zu den Stationen. Die Stationen sind ganz in Marmor eingefaßt und mit viel Stuck, mit Mosaikbildern und allerhand Statuen geschmückt. Ich fand dies allerdings stark überladen, keineswegs unserem westeuropäischen Geschmack entsprechend.

Was in Moskau unbedingt gerühmt werden muß, ist die Sauberkeit auf den Quijote" gesehen. Im Staatszirkus sah ich unter anderem ein Wasserballett. In einem Panorama-Kino, wovon es erst vier oder fünf in der ganzen Welt gibt, konnte man einen russischen Heimatfilm sehen. Bars oder Nachtlokale gibt es in Rußland nicht.

Die ständige Wirtschaftsausstellung in Moskau gab einen guten Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Man wird jedoch überall freimütig darauf hingewiesen, daß es sich hier meist um



Jeder unbescholtene Deutsche kann mit 30 Jahren zum Schöffen bei Gericht bestellt werden. Die Annahmedes Schöffenamtes kann nur in bestimmten Ausnahmefällen abgelehnt werden.



"Einschreiben vom Landgericht, Paul! Was hast du wieder ausgefressen?"

"In der Schule merkste immer noch nichts von Arbeitszeitverkürzung. Mein Vater hat heute seinen freien Sonnabend, und wir müssen sogar noch Überstunden machen!"



Für Jugendliche verboten!

Kurt Cerny erläutert,
was der Staatsbürger während seines Lebens
nach dem Gesetz muß, darf und nicht darf,

Alkoholische Getränke dürfen an Jugendliche unter 16 Jahren nicht verabreicht werden, wenn sich diese nicht in Begleitung eines Erziehungsberechtigten befinden.



"Kommt nich in Frage, an Jugendliche wird hier nichts ausgeschenkt!" "Wat heeßt denn geschenkt? Glauben Sie denn, daß wir die beiden Hellen nich bezahlen können?" Mit 50 Jahren darf man, wenn man keine eigenen ehellichen Kinder hat, mit Einwilligung des Ehegatten ein fremdes Kind an Kindes Statt an-



"Aber Schatzi, wir wollten doch immer schon ein kleines Mädchen adoptieren! Hier habe ich eins mitgebracht."

Die Ehemündigkeit beginnt beim Mann mit der Vollendung des 21., bei der Frau mit der Vollendung des 16. Lebensjahres. Minderjährige Frauen bedürfen der Einwilligung ihres gesetzlichen Vertreters. Mit 65 Jahren scheidet ein großer Teil der Menschen aus dem Arbeitsleben aus. Es kann jedoch niemand zur Aufgabe der Erwerbsarbeit gezwungen werden. Das Grundgesetz garantiert ihm das Recht auf Arbeit, solange er arbeiten will.



"Was, mit 65 willst du zu arbeiten aufhören und den ganzen Tag zu Hause faulenzen? Diese jungen Leute haben heutzutage überhaupt keine Pflichtauffassung mehr!"



"Siehste, Ingemaus, das haben wir jetzt nicht mehr nötig."